

Predigt zum 60. Jahrestag der Wiedereröffnung der  
Johannes Gutenberg-Universität Mainz am 28. Mai 2006  
von Universitätsprofessor **Dr. Christof Landmesser**

Gottesdienst zur Feier des 60. Jahrestages der  
Wiedereröffnung der Johannes Gutenberg-Universität Mainz  
in der Christuskirche Mainz

» *Die Gnade des Herrn Jesus Christus  
sei mit euch allen. Amen.*  
*Liebe Gemeinde, ...*

Christof Landmesser >



... „Jauchzet dem Herrn, alle Welt!“ – so lädt uns die Motette ein zu einem fröhlichen Lied in diesen Gottesdienst zur 60-Jahr-Feier der Wiedereröffnung der Johannes Gutenberg-Universität zu Mainz. Mit solcher Musik werden wir unwillkürlich einbezogen in die geäußerte Freude zum Gotteslob und zu unserer Erbauung. Das hebt den Geist und erfreut die Seele. Und gerade das stärkt unser Leben, Sonntag für Sonntag, von Woche zu Woche und von Jubiläum zu Jubiläum. Und so ist es recht, zu feiern und zu singen, sich zu erinnern und zu erzählen, wie es in dieser Woche auch vielfach geschehen ist: – die Geschichten von den Anfängen unserer Universität nach dem Zweiten Weltkrieg, die wichtigen Stationen der Entwicklung unserer Alma Mater, es ist recht, zu berichten von den Frauen und Männern, die die Hochschule geprägt haben, und es ist auch recht und gut, die in Mainz erzielten Erfolge und die sich daraus eröffnenden Perspektiven in das kollektive Gedächtnis zu rufen. „Jauchzet dem Herrn, alle Welt!“ ist also ein passender Zuruf in diesem Gottesdienst, der uns anstiften soll zu einem Freuden- und Dankesfest, – denn so ist es recht, Gott zu danken und zu preisen. Und wenn vielleicht auch nicht alle Welt, vielleicht noch nicht einmal jeder Studierende von unserem Fest Kenntnis genommen hat, so ist die Freude und Dankbarkeit dennoch

vielfach begründet, hat sich doch in den letzten sechs Dekaden an unserer Universität ein Lebensraum entwickelt, in welchem sich überaus viele Menschen entfalten können, Studierende, Mitarbeitende, Lehrende und Gäste, – gerade die Gäste, willkommene Gäste, die die Welt nach Mainz bringen und die aus Mainz in der Welt erzählen werden. – „Jauchzet dem Herrn, alle Welt!“ – Solche geäußerte und gesungene Freude steckt an, sie öffnet den Blick nach vorn, und diese Freude verschafft dann auch den Mut, den gewiss nicht immer einfachen Herausforderungen in der Zukunft kraftvoll und mit Fantasie zu begegnen.

Nun, liebe Gemeinde, bei aller berechtigten Freude, – ein solches Fest mag doch für manch einen eine eher befremdliche Angelegenheit sein, schon gar ein Fest einer so großen Institution wie unserer Universität. Wo ist je unser Ort bei einem solchen Jubiläum. Der Einzelne kann unter den Tausenden von Studierenden, unter den Professorinnen und Professoren, unter all den Mitarbeitern und Besuchern im Wortsinne durchaus verloren gehen. Teil einer Massenuniversität zu sein ist nicht immer nur erfreulich, – gerade die Studierenden erzählen immer wieder glaubhafte Schauergeschichten von manch überfülltem Hörsaal und nicht mehr betretbarem Seminarraum, von unzugänglichen

Professoren, überlasteten Lehrenden und vielfältigen anderen Missständen. Und das „Jauchzet dem Herrn, alle Welt!“ kommt einem da zuweilen allenfalls als ironischer Stoßseufzer über die Lippen – der universitäre Alltag, wir wissen das alle, ist nicht immer nur vergnüglich. Die gewöhnliche Mühsal produziert nicht nur Freude, ein Paradies ist auch unsere Universität nicht. Und auch das ist bei einem solchen Fest zu erinnern, die Lebenswirklichkeit im Raum der Universität wird eben auch von Hindernissen und Einschränkungen spürbar geprägt.

Und noch ein anderes schafft eher Distanz zu diesem Fest, das uns gewissermaßen mitten im Alltag überrascht hat. Wo feiert man schon 60 Jahre des Bestehens einer Universität? Die Jahreszahl ist zu wenig rund und die Zeit scheint zu kurz, als dass ein Jubiläum angebracht wäre, die Patina des Campus ist noch nicht so ausgeprägt, als dass die Erinnerung an die Altvorderen würdig genug und hinreichend traditionsträchtig für einen solchen Festakt zu sein scheint – auch wenn nur wenige von uns noch lebendige Erinnerungen an jene Zeit der Wiedereröffnung der Universität haben werden. Und doch liegt gerade in diesem durchaus unerwarteten, in diesem im universitären und im städtischen Alltag geradezu plötzlich überraschenden Jubiläum, das von manchem erst wahrgenommen werden konnte, als es vorbei war, eine große Weisheit besonderer Art. Denn gerade dann ist Erinnerung außerordentlich wertvoll, wenn sie tatsächlich einen Ort im Alltag des Lebens hat, wenn sie nicht nur reserviert wird für die sicher auch wichtigen Feste alle 50 Jahre, die dann mit großem Aufwand

und mit ebensolchem Recht begangen werden müssen.

Die Klugheit dieses Jubiläums ist es also, uns mitten in unserem universitären Schaffen, beim Forschen und Studieren, während des Schreibens von Anträgen, beim Lesen und Prüfen, beim Diskutieren und Hören zu unterbrechen und dabei an die Anfänge, an die Grundlagen und auch an die Perspektiven und die Ziele all diesen Tuns zu erinnern. Dieses Fest kann so zu einer durchaus zukunftsweisenden Unterbrechung werden, zumindest dann, wenn wir uns tatsächlich darauf ansprechen lassen, was denn die Grundlagen, die Perspektiven und die Ziele unseres Schaffens sind. Bei der Wiedereröffnung der Johannes Gutenberg-Universität im Jahr 1946 wurde all dies in dem Motto zusammengefasst: *Ut omnes unum sint, ... damit alle eins seien.*

Das ist ein Satz, liebe Gemeinde, wie er einer Universität als Leitspruch gut ansteht, einem biblischen Text entnommen, den Martin Luther als so bedeutend einschätzte, dass er gar mit goldenen Buchstaben geschrieben werden müsse. – Nicht golden geschrieben, aber immerhin schwarz auf weiß gedruckt, erinnert das vor wenigen Jahren formulierte Leitbild der Universität daran, dass die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dieser Hochschule den Menschen, der Gesellschaft und der Natur dienen sollen, wobei sich die Universität ihrem Wahlspruch entsprechend auszeichne durch die Integration aller Fachrichtungen, die für alle Beteiligten, für Studierende und Lehrende einen intensiven Dialog zwischen Kunst und Wissenschaft eröffne.

– So weit, so gut. – Nur wo ist diese Einheit aufzusuchen und zu finden in einer perspektivisch sich entfaltenden Welt, wo sind die Gemeinsamkeiten des Forschens und des Lehrens tatsächlich? Die Vorstellung von einer Einheit ist uns gegenwärtig sowohl weltanschaulich wie auch lebensweltlich zumindest fraglich geworden. Lebensweltlich verschwindet die Einheit hinter all den Einzelinteressen von Instituten und Personen, die jeweils mehr oder weniger machtvoll auf die zur Verfügung stehenden finanziellen, personellen und materiellen Ressourcen zuzugreifen suchen. Und eine wie auch immer zu beschreibende Einheit der Welt oder auch nur unserer Gesellschaft scheint in postmodern sich dramatisch vervielfältigenden Perspektiven überhaupt nicht mehr plausibel zu sein. Und die Irritation wird vollkommen, wenn wir uns den Text aus dem letzten Gebet Jesu, wie es der Verfasser des Johannesevangeliums überliefert, noch einmal anhören. Dort spricht Jesus, nachdem er zuvor für seine Jünger vor Gott eingetreten ist, die folgenden Worte: *Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, die durch ihr Wort an mich glauben werden, ut omnes unum sint, damit sie alle eins seien. Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, so sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaube, dass du mich gesandt hast. Und ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben hast, damit sie eins seien, wie wir eins sind, ich in ihnen und du in mir, damit sie vollkommen eins seien und die Welt erkenne, dass du mich gesandt hast und sie liebst wie du mich liebst.*

Nicht weniger als um die Einheit der Welt ist es

Jesus hier zu tun, wenn er den Blick weitet über den Kreis seiner Jünger hinaus. Das ist für das Johannesevangelium durchaus überraschend, zeichnet der Evangelist doch ansonsten ein pessimistisches Bild von dem Kosmos, der den Sohn Gottes, also Jesus Christus, gerade nicht erkennt, ihn ablehnt und in seinem Weltentwurf vergisst. Aber das ist eben genau die Aufgabe der Jünger, es ist das Amt der Kirche, das Wort von diesem Sohn Gottes, das Wort, das Jesus Christus selbst ist, in die Welt hineinzutragen und so den heilvollen Glauben hervorzurufen. Und so ist die erste Einsicht, die uns hier vermittelt wird, dass auch in einer Universität als einem herausragenden Ort mitten in der Welt und als einem besonderen Teil der Welt sehr angemessen von dieser Einheit zu reden ist, die der Verfasser des Johannesevangeliums hier sich wiederholend und mit überbordenden Worten zur Sprache bringt.

Und Jesus erklärt dann auch, von welcher Einheit er redet. Es ist die Einheit, die er, der Sohn Gottes, selbst mit Gott, dem Schöpfer der Welt, hat. Es ist die Einheit mit dem Ursprung, dem Grund und dem Ziel unseres Seins. Wir sind eben nicht von uns selbst, und wir sind – nur auf uns selbst verwiesen – eben nichts. Und die Welt ist und bleibt die Welt Gottes, des Schöpfers, auch wenn diese Welt sich abwendet von ihrem Schöpfer. Davon erzählt die Jesusgeschichte als der Sendung des Sohnes Gottes in die Welt, dass Gott eben seine Schöpfung und seine Menschen nicht vergisst, auch wenn die sich längst verselbständigt haben und nichts mehr von ihm wissen. Wo aber Gott, der Schöpfer, unter den

Menschen erinnert wird und geglaubt werden kann, da werden diese Menschen in dem letzten Grund ihres Seins auch miteinander verbunden. So wird eine Einheit sichtbar, die wir nicht mehr selbst erzielen und schaffen können, die unserem Schaffen und Forschen, die unserem Studieren und Gestalten voraus liegt und dieses alles erst begründet.

Der Verfasser des Johannesevangeliums, liebe Gemeinde, passt fabelhaft in unsere universitäre Landschaft. Er hat nämlich etwas begriffen, was uns – auch in der Kirche und sogar in der Theologie – zuweilen zu entschwinden droht. Betrachtet man den verlesenen Text nämlich ganz genau, so entdeckt man, dass hier kunstvoll Formulierungen gewählt werden, die sich gegenseitig erklären. Das Ziel der Einheit wird gleich zweifach beschrieben.

Zum einen sollen die Menschen glauben, dass Gott Jesus in die Welt gesandt hat. Den Glauben können wir in religiösem Umfeld gut verorten, einen solchen gestehen wir uns großmütig gegenseitig gerne zu. Solcher Glaube bleibt aber möglicherweise folgenlos für die Welt, denn was geht mein Glaube schon die Welt an, ist er doch – wenn wir dem Königsberger Kritiker der Vernunft folgen wollen – wohl mehr als ein bloßes Meinen, aber der Glaube ist nach Kants Vorstellung eben doch nur ein subjektiv, nicht aber objektiv zureichendes Fürwahrhalten. Solcher großmütig zugestandene Glaube in Sachen der

Religion, der nur für mich selbst gilt, aber nicht anderen Menschen vermittelbar ist, bleibt ohne Wirkung in der Welt. – Mit solchem Glauben ist es nicht genug in unserem johanneischen Text. Die hier gemeinte Einheit führt nicht zu einem unbestimmten und unvermittelbaren Glauben, sie führt vielmehr dazu – und nun gilt es genau zu hören –, dass die Welt erkennt, „dass du“ – so spricht Jesus in seinem Gebet zu Gott – „mich gesandt hast und dass du sie liebst wie du mich geliebt hast“. Glaube und Erkennen, liebe Gemeinde, sind im Johannesevangelium dasselbe. Damit erfasst das Johannesevangelium, dass der Glaube eine tatsächlich wirklichkeitsdeu-

tende und eine lebensbestimmende Kraft hat, ohne die wir die Welt nicht gestalten können. Nur wer seinen Ursprung kennt, nur wer sich des Grundes seines Daseins, seines Gottesbezuges ge-

wiss ist, wird auch gewiss und letztlich verantwortlich die Gegenwart und die Zukunft gestalten können.

Liebe Gemeinde, Erkenntnis und Glaube gehören zusammen, es sind die zwei Seiten derselben Sache, denn die Erkenntnis wird nur dort angemessen die Welt erklären können, wo sie ihren Grund gefunden hat. Das gilt für das je eigene Leben wie auch für das Leben in der Welt, in der Gesellschaft, in der Universität und in einer Stadt. Und so erinnert uns das Gebet Jesu daran, dass wir bei aller unbestreitbaren und hochwillkommenen Pluralität und Vielfalt, die

» Nur wer seinen Ursprung kennt, nur wer sich des Grundes seines Daseins, seines Gottesbezuges gewiss ist, wird auch gewiss und letztlich verantwortlich die Gegenwart und die Zukunft gestalten können. «

das Leben interessant und reich machen, doch in einem letzten Sinn unseren Lebensgrund und unser Lebensziel in Gott, unserem Schöpfer, haben. Erst und nur diese Einsicht führt die Menschen tatsächlich zusammen, das ist die Einheit, von der zumindest Jesus redet. Eine Suche nach Erkenntnis, die von dieser Lebensbegründung zumindest etwas ahnt, wird sich nicht mehr in den Antagonismen bei der Durchsetzung von Einzelinteressen verlieren. Solche Einzelinteressen wird es immer geben, und es gehört zu unserem Leben wie zur Suche nach Erkenntnis hinzu, diese eigenen Ziele zu verfolgen und die dafür notwendigen Auseinandersetzungen zu führen. Aber – und das lehrt uns das Gebet Jesu – das Einzelinteresse kann nicht das Letzte sein, wo es um das Leben der Welt und um unser eigenes Leben geht. Dass alle eins seien, *ut omnes unum sint*, ist mehr als ein Motto, das zu gemeinsamen Anstrengungen auffordert. Im letzten Gebet Jesu ist es die Erinnerung daran, dass unser aller Leben einen Grund hat, der unserer eigenen Gestaltungskraft vorausliegt. Das mindert unsere eigenen Leistungen nicht, aber diese Erkenntnis verschafft den Blick auf die uns mit dem Leben eröffneten Möglichkeiten, die wir dann auch verantwortlich ergreifen können. Auf den uns vorausliegenden Lebensgrund den Blick zu öffnen ist die Aufgabe der glaubenden Menschen, das ist die wesentliche Erinnerungsleistung, die wir auch im Raum unserer Universität zur Geltung zu bringen haben. So dringt – in die Sprache des Johannesevangeliums gefasst – die Liebe Gottes in das Leben der Menschen, in die Welt, in den Kosmos ein.

Liebe Gemeinde, wo das geschieht, wo im Alltag der Welt, wo auch mitten in den Geschäften einer Universität an Gott, den Schöpfer, als den Grund und das Ziel des Lebens erinnert wird, da wird etwas sichtbar von der Doxa, von der Herrlichkeit – oder in unserer gegenwärtigen akademisch-politischen Sprache: Da wird etwas sichtbar von der Exzellenz, die wir alle aufgefordert sind zu suchen und zu verwirklichen. Freilich ist das eine Exzellenz, eine Herrlichkeit und Schönheit, die uns wiederum vorausliegt, eine Exzellenz, die uns den Lebensraum eröffnet und unsere Kräfte zur Gestaltung der Welt freisetzt. – Wo dies auch an einem Universitätsjubiläum mitten im Alltag erinnert werden kann, liebe Gemeinde, da gibt es tatsächlich hinreichend Grund, das Gotteslob fröhlich mitzusingen.

Amen.